

# Ubi pecunia, ibi ecclesia

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **19 (1936)**

Heft 20

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-408741>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Tandler der orientalische Einschlag, bei Alfred Adler, dem Begründer der Individual-Psychologie ist der alpine Grundzug vorherrschend. Einen typisch nordischen Kopf hatte Friedrich Gundolf, der deutsche Literaturhistoriker (Goethe- und Shakespeare-Forscher).

Umgekehrt finden sich zahlreiche Repräsentanten deutscher Kultur, welche nicht dem Schema des nordischen Rasse-Typus entsprechen. So wird z. B. von den Rassisten der Langschädel als untrügliches Kennzeichen nordischer Art gewertet; Goethe, Schiller, Beethoven, Kant, Leibniz, Luther, Bismarck u. a. waren jedoch ausgesprochen rundschädlig. Auch die Blutgruppen-Forschung hat nicht die von den Rassisten erhofften Resultate gebracht. «In der gesamten Bevölkerung Deutschlands wurde durch eine Massenstatistik folgende Verteilung der vier Blutgruppen festgestellt: 39 %, 43,2 %, 12,5 %, 5,3 %. Bei den Berliner Juden sind die entsprechenden Zahlen: 42,1 %, 41,1 %, 11,9 %, 4,9 %. Es zeigt sich also, dass das Prozentverhältnis der Blutgruppen der Berliner Juden sich von jenem der Gesamtbevölkerung Deutschlands nur sehr wenig unterscheidet... Blut verbindet — Blut trennt die Menschenrassen nicht!»

Die Wissenschaft kommt demnach etwa zu dem gleichen Urteil wie Nietzsche, der in seinen jungen Jahren selbst rassengläubig war, aber im reifen Alter (vgl. «Nachgelassene Werke») schrieb: «Wie viel Verlogenheit gehört dazu, um im heutigen Mischmasch-Europa Rassenfragen aufzuwerfen». («Maxime: Mit keinem Menschen umzugehen, der an dem verlogenen Rassenschwindel Anteil hat.»)

Welchen tieferen Sinn hat nun dieser ganze Rassenschwindel? — Auf diese Frage gibt der Verfasser der zitierten Aufklärungsschrift eine treffende Antwort, indem er als Beispiel Amerika heranzieht, wo «uns zum ersten Mal der Rassismus, der Kampf gegen eine Menschengruppe ihrer Rasse wegen, mit allen seinen Ungerechtigkeiten und Brutalitäten — Lynchjustiz etc. — entgegentritt»:

„Die wahren Ursachen des «Rassenhasses» der Amerikaner beleuchtet folgende Tatsache. Während zur Zeit der Eroberung Nordamerikas durch die Yankees die «schmutzigen» und «gemeinen» Indianer gehasst und als Rasse verachtet wurden, hat später Dichtung und Leben dem «tapferen» und «grossmütigen» Indianer eine Aureole verliehen — ja heute rechnet man es sich in den richtigen hundertprozentigen Yankeefamilien, bei den «Mayfloweramerikanern» geradezu zur Ehre, wenn im Familienstammbaum irgendwo ein Tropfen Indianerblut auftaucht, während Mischung mit Negerblut jede Familie gesellschaftlich und politisch unmöglich machen würde. Die Erklärung liegt auf der Hand. Die Rasse der Indianer war solange schlecht und verächtlich, als die Indianer gefährliche Gegner waren, als man ihnen ihr Land mit Gewalt wegnahm, ihre Hütten verbrennen musste. Heute sind die Indianer Nordamerikas im Aussterben, ihre Rasse ist ungefährlich — und daher gut. Die Neger dagegen, die sich stark vermehren und in ihrer Bedürfnislosigkeit und Geschicklichkeit nicht ungefährliche Konkurrenten darstellen, haben natürlich eine schlechte Rasse.“

Erinnern wir uns auch, dass die nationalsozialistische Rassenlehre im Bedarfsfall aus politischen Gründen «korrigiert» wird: «Als sich im März 1933 in Berlin der „Volkszorn“ gegen alles Fremddrassige und daher auch gegen die dort wohnenden Japaner kehrte, — siehe da! — eine Beschwerde der japanischen Gesandtschaft genügte und den Japanern wurde von amtswegen ihre gute Rasse bestätigt und jede Belästigung strengstens verboten. Warum? Weil Japan die grösste Militärmacht des Ostens, ja vielleicht der künftige Bundesgenosse Deutschlands, zu stark ist. Deswegen ist die japanische Rasse gut.»

In Deutschland kursiert in der Flüsterpropaganda ein Witzwort, welches ohne wissenschaftlichen Aufwand kurz

und schlagend den ganzen Rassenschwindel abtut, indem es die Kennzeichen der nordischen Rasse an den bekanntesten Führern der nationalsozialistischen Bewegung demonstriert: «Blond wie Hitler, gross wie Göbbels, schlank wie Göring».

Hartwig.

### Ubi pecunia, ibi ecclesia.

Wo Geld zu holen ist, da ist die Kirche. Die letzten Heller werden aus dem verelendeten Volk herausgeholt; da darf es dann nicht wundernehmen, wenn sich in revolutionären Zeiten die Wut des Volkes in erster Linie gegen die geistlichen Parasiten richtet. Einen erschütternden Beitrag zu dem Thema von der «rechtmässigen» Ausbeutung des Volkes durch die Vertreter der Kirche hat der bekannte Schriftsteller B. Traven in seinem Buche «Die Troza» (Büchergilde Gutenberg, Zürich-Prag 1936) geliefert. Die indianische Bevölkerung in Latein-Amerika lebt dumpf und stumpf dahin, von den «christlichen» Grundbesitzern schamlos ausgebeutet, bei denen die schlimmer als das Vieh gehaltenen Landarbeiter immer tiefer in Schulden geraten, weil sie alle Bedarfsartikel (Kleidungsstücke, Strohmatten, Moskitonetze, Tabak, etc.) beim Grundherren einkaufen müssen. Die nächste Stadt ist oft Tagreisen weit entfernt und reisende Kaufleute können ihre Waren auch nur mit Bewilligung des Padrone absetzen. Aus der beginnenden Verschuldung entwickelt sich zumeist eine richtige Schuldknechtschaft, insbesondere dann, wenn der Landarbeiter sein Elend in Alkohol zu ersäufen sucht.

Häufig kommt es vor, dass der Sohn die Schulden seines Vaters abverdienen muss, wozu die Kirche, als eifrige Dienerin der herrschenden Schichten, ihren wohlmeinenden Rat gibt: «Die getreue Abtragung der Schuld des Vaters ist die fromme (!) Pflicht des gehorsamen Sohnes, damit der Vater weniger lange Zeit im Fegefeuer zu leiden habe (!) und Ruhe im Jenseits finde. Der Cura sagte das, wenn immer er zur Finca kam und in der Kapelle der Finca die Ehen der Peones einsegnete und deren Kinder taufte.» (Seite 248.)

So war es auch bei dem «Helden» der Erzählung, einem fünfzehnjährigen Indianerjungen, dessen Portrait die Umschlagseite des Buches schmückt. Ein aufreizendes, anklagendes Bild: Man sieht ein schwächliches Bürschchen, mit traurig-allzuwissendem Blick, in dem kein Hoffnungsschimmer glimmt. Aus dem Buche erfahren wir, dass von diesem schwächlichen Jungen die Arbeitsleistung eines Erwachsenen gefordert wird. Er wird auch wie ein Erwachsener von den Aufsehern verprügelt; Erlösung winkt nur der Tod.

«Vincent war ein magerer Indianerbursche, kaum sechzehn Jahre alt. Seine Mutter hatte dreissig Pesos Schulden machen müssen, als sein Vater von einem störrischen Mule geschlagen worden war und daran starb. Sie wollte ihren Mann, von dem sie acht Kinder hatte, nicht wie einen Hund begraben lassen. Sie kaufte einen schlichten Sarg und lud den Cura ein, damit er dem Vater ihrer Kinder auf christliche Weise unter die Erde helfen solle.

Der Pfarrer konnte das nicht umsonst tun, denn da ihm Gott wohl Intelligenz gegeben hatte, jedoch auch einen gesunden Magen, der täglich gefüllt werden musste, um die Intelligenz nicht einrosten zu lassen, und der Körper bekleidet werden musste, um nicht Aergernis zu erregen, so blieb dem Cura nichts anderes übrig, als sich für den Segen Gottes, den er ausstellte, in klingender Münze bezahlen zu lassen. Das ist an sich keine Sünde, und es ist ein ebenso anständiges Geschäft wie Wagendeixelnhacken oder Hufeisenschmieden. Die Sünde rutscht erst dadurch in dieses heilige Unternehmen, dass die Curas den Leuten einreden, die Leichname müssten unbedingt auf christliche Art unter die Erde gebuddelt werden; und christliche Art heisst natürlich mit Hilfe eines Curas, mit Glockenbimmeln und Wasserherumspritzen,

und wenn die Leichname ohne besondere Einsegnung, die nur ein gesalbter Cura vollziehen kann, eingegraben werden, so geht es den armen Seelen schlecht, dann werden sie geschmort und können nur wehklagen und zähneklappern, anstatt fromme Lieder singen und Harfen spielen. So werden die Leute, ob arm oder reich, davon überzeugt, dass der Segen Gottes vonnöten ist, und sie sich bemühen müssen, diesen Segen für sich oder für die Seelen der Abgeschiedenen zu erwerben, oder, sei es gleich deutlich gesagt, zu kaufen.

Der Cura besass eine Preisliste für die verschiedenen Arten und Grade der Segen, die er in seinem Laden hatte. Ein stilles Gebet in der Kirche, das er so still verrichtete, dass niemand es hörte, kostete einen Peso fünfzwanzig. Wenn er es laut betete, so dass man sein Gemurmel hörte, ohne verstehen zu können, was er sagte, dann kostete das zwei Peso fünfzig. Wenn dabei eine bestimmte Anzahl Kerzen brennen sollten, um das Gebet feierlicher zu machen, dann kostete es fünf Pesos. Mit Gesang der Chorknaben neun Pesos. Mit Glockenläuten zwölf Pesos fünfzig. Der Preis ging hinauf bis zweihundertfünfzig Pesos, wofür alles geliefert wurde, was auf Lager war, besondere Messe, volle Illumination der Kirche, Musik und Gesang am Grabe, und noch so allerlei kleine Bimmelchen und Bämmelchen, Sprüchlein und Liedlein, Räucherungen und Spritzerchen, lateinische Litaneien und Kniebeugen. Dieser Luxus war freilich nur für die reichen Finqueros, die grossen Domänenbesitzer, die Generale, die reichgewordenen Disputados und Jefes Politicos...» (Seite 154 und 155).

Die Mutter des Vincente konnte sich nur ein ganz schlichtes Begräbnis leisten. Immerhin benötigte sie für die ganze Feierlichkeit einschliesslich «Aguardiente (Schnaps) für die leidtragenden Männer, Kaffee und Anis und einige sehr billige Küchelchen für die Frauen» besagte dreissig Pesos, für die sie ihren ältesten Sohn sozusagen verkaufen musste. Vincente wird es nicht anders ergehen wie seinen Brüdern und Leidensgenossen: er wird immer tiefer in Schulden geraten und niemals mehr der Sklaverei entrinnen. Mit grimmigen Hohn meint Traven, dass «ein jeder zwischen sechstausend und zehntausend Jahren benötigte, um durch seine Arbeit von seinen Schluden erlöst zu werden».

An diesem System der Versklavung ist die Kirche unmittelbar beteiligt. Und sie ist dabei selbst sehr reich geworden. Ubi pecunia, ibi ecclesia. H.

## Verschiedenes.

### II. Internationaler katholischer Kongress der Radiodiffusion.

Vom 4. bis 7. Mai 1936 tagte in Prag der zweite internationale Kongress der Radiohörer, an dem Delegierte aus Deutschland, Oesterreich, Belgien, Vereinigte Staaten von Amerika, Frankreich, Holland, Polen, Schweiz, Tschechoslowakei und dem Vatikanstaat teilnahmen. Der Kongress erklärte acht Resolutionen erheblich, die in Kürze folgende Ziele haben:

1. Die Delegierten sollen sich in ihren Heimatländern für die Organisation der katholischen Radiohörer einsetzen zwecks Verteidigung und Unterstützung der katholischen Interessen am Radio.
2. Enge Zusammenarbeit der Radiohörer mit der katholischen Aktion, um im Verein mit den kath. Erziehungorganisationen das Kultur-niveau des Volkes zu heben. (!)
3. Unterstützung der internationalen katholischen Radioaktion.
4. Organisation von Sendungen für die Kranken, die Jugend und die Missionen.
5. Wahrung der katholischen Interessen in der Television, sofern diese praktische Bedeutung erlangt.
6. Herbeiziehung katholischer Redner und Reporter.
7. Die Protokolle des Kongresses sind von den Delegierten ihren zuständigen Bischöfen und den Präsidenten der katholischen Aktion zu unterbreiten.
8. Der Kongress hegt den Wunsch, dass die Radiodiffusion in den Dienst des internationalen Friedens gestellt werde. Er spricht den Wunsch aus, dass die Radiosender in ihren Programmen alle Sendungen antireligiösen Charakters ausschalten.

Wir haben diesen Resolutionen, die hier dem Inhalt nach wiedergegeben sind, nichts beizufügen. Hoffentlich haben die Schweizer Delegierten in Prag gemeldet, dass diese Resolutionen für die Schweiz gegenstandslos sind, da wir nur den katholischen Radio kennen. Den Sozialdemokraten sind die katholischen Programme so lieb, dass sie sich seinerzeit weigerten, zusammen mit der F.V.S. eine Aktion auszulösen gegen die Verkirchlichung unseres Landes-senders. Da man nicht zwei Herren dienen kann, zieht sie es vor, sich im Schlepptau der Kirchen zu wissen.

### Moritz Schlick.

Als Nachtrag zu dem in der letzten Nummer publizierten Artikel von Fix «Unchristliche Philosophie im christlichen Staat» erhalten wir von unserem verdienten Mitarbeiter, Professor Th. Hartwig, folgende Mitteilung:

«Zur Ehre der österreichischen öffentlichen Meinung sei darauf hingewiesen, dass «Das kleine Volksblatt» mit seinem Artikel vom 28. Juli 1936 eine Sonderstellung eingenommen hat. Andere Wiener Tageszeitungen anerkennen das ehemalige Wirken von Moritz Schlick. So berichtet z. B. die Wiener Tageszeitung «Die Stunde» am 24. September unter dem Titel «Moritz Schlick zum Gedenken»:

«Freunde, Schüler und Verehrer des so tragisch aus dem Leben geschiedenen Professors Moritz Schlick, eine der hervorragendsten Erscheinungen österreichischer, ja heutiger Philosophen, vereinigten sich Montag im Kulturklub noch einmal, des grossen Menschen und Gelehrten zu gedenken.

Nach Schubert- und Bachklängen, von Clarisse Stuckart und dem Wiener Frauen-Trio vorgetragen, erhielt man durch schlichte und herzliche Worte Herrn Hermas, eines Hörers Schlicks, eine Vorstellung von dem überwältigenden Eindruck des Philosophen auf seine Schüler. Statt den Toten durch eine Erinnerungsrede zu feiern, zog es Prof. Zilsel vor, den kristallklaren Gedankenbau Schlicks erstehen zu lassen: Trotz der Schwierigkeiten der Materie gelang es dem Vortragenden, in sehr verständlicher, aber streng durchdachten Formulierungen ein Bild jenes Denksystems zu entwerfen, das Moritz Schlick eine führende Stellung im Philosophieren der Gegenwart verschafft hat.»

Wir freuen uns über diese Würdigung Schlicks und geben dieser Mitteilung deshalb gerne Raum.

## Totentafel.

Die Ortsgruppe Zürich hat einen schweren Verlust erlitten, indem ihr Gesinnungsfreund Dr. jur. Karl Guggenbühl nach kurzer Krankheit durch den Tod entrissen wurde. Er gehörte seit manchem Jahr dem Vorstande an und hat sich als Obmann des Familien-dienstes grosse Verdienste erworben. Wenn es die Berufsarbeit irgendwie zulies, hat er bei freigeistigen Totenfeiern die Ansprache gehalten, und wenn er einen Gesinnungsfreund krank wusste, so hat er ihn besucht. Dr. Guggenbühl machte nicht viel Wesens von sich, er war die Bescheidenheit selber, dabei eine bestimmte, klare Persönlichkeit, ein Mann, der seine freigeistige Lebensanschauung durch Vertiefung in das naturwissenschaftliche und philosophische Schrifttum sich selber erarbeitet hatte. Besonders gerne befasste er sich mit Voltaires Werken. — Der nach vierzehntägigem Krank-lager im Asyl Neumünster am 3. Oktober erfolgte Tod bewahrte ihn vor einer vorauszu sehenden qualvollen Leidenszeit, die ihm ein Tumor im Gehirn bereitet hätte. Wir erachten es als ein Glück für unsern lieben Gesinnungsfreund, dass ihm schmerzreiche Wochen und Monate erspart geblieben sind. Aber wir bedauern das frühe Hinscheiden des trefflichen Menschen und lieben Gesinnungsfreundes aufs tiefste. Er hat ein Alter von nicht ganz 57 Jahren erreicht. Die Totenfeier fand Mittwoch, den 7. Oktober, im Krematorium statt, an der ausser Regierungsrat Nobs, einem Berufskollegen und einem Jugendfreund des Verstorbenen auch Gesinnungsfreund Brauchlin sprach. E. Br.

## Ortsgruppen.

ZÜRICH. — Donnerstag, den 22. Oktober: Vortrag von Gesinnungsfreund Maurice Bättig über «Der Bauern-Philosoph und Freidenker Konrad Deubler», II. Teil. Der Vortrag findet im «Franziskaner» statt und beginnt um 20¼ Uhr.

Das Lebensbild dieses seltsamen, einzigartigen Mannes kennen zu lernen wird für jeden Freidenker eine Freude und Ermutigung sein.

— Donnerstag, den 29. Oktober: Freie Zusammenkunft im «Franziskaner».

Redaktionsschluss für Nr. 21 des «Freidenker»: Freitag, den 23. Oktober 1936.